

Matthias C. Müller

Pandemie und Immunität: Wohnung, Stadt, Atmosphäre

Notiz über die Wohnung als Erweiterung des Immunsystems, das Berühren und das Abstandhalten, den menschlichen Sauerstoff, die Auswirkungen der Corona-Maßnahmen, die Möglichkeit, sich in der Stadt zu sehen, das Gespenstische leergefegter Straßen, die Frage, wie die Menschheit sich in den Masken erkennt, und die Antwort darauf, wie die Quintessenz einer zeitgemäßen Menschheitserzählung lauten könnte

Der Mensch und die Wohnung als Erweiterung des Immunsystems

Menschen wohnen. In ihren Wohnungen kommen sie zu sich. Hier führen sie ihr nichtöffentliches Leben. In sie ziehen sie sich zurück. Wohnungen geben ihnen Sicherheit. Wohnungen sind im Prinzip unverletzlich. Sie sind das gemauerte Abwehrrecht der Bürger gegen staatliche Eingriffe, wie Grundrechtsartikel 13, Absatz 1 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland es gewährleistet.

Architekturgeschichtlich ist die Wohnung die Weiterentwicklung der steinzeitlichen Wohngrotte zu einer kunstvoll gebauten Höhle mit Fenstern und fließend Wasser. Als Rückzugsort ähnelt sie idealerweise einem weltlichen Privatkloster mit bequemen Einzelzellen und behaglichen Gemeinschaftsräumen. Insofern sie Schutz bietet, unterstützt sie die körperliche und geistige Immunität. Wenn Menschen sich in ihr vorübergehend isolieren – entweder aus freien Stücken oder unfreiwillig, zum Beispiel aufgrund behördlicher Anordnung bei

Ansteckung mit einem übertragbaren Virus –, dann gleicht sie entsprechend einer angenehm einsamen oder einer eher unangenehm einsamen Insel. Menschen versuchen stets, die Wohnung so einzurichten und zu erhalten, daß sie ihnen Gefallen bereitet und sie immer wieder aufs neue anspricht – gegebenenfalls durch Veränderung des Interieurs; denn auch das Behagen in den eigenen vier Wänden fördert die Immunität.

Jenseits beruflicher Pflichten und Neigungen möchten sie von Zeit zu Zeit ins Freie gehen und sich auch in einem sportiven, die Immunität fördernden Sinn die Beine vertreten und andere Menschen treffen. Die begrüßen sie normalerweise mit Handschlag oder sie umarmen und küssen sie. Nicht nur Haustiere wie Hunde und Katzen, auch Menschen sind der Berührung bedürftig. Die Nähe und die Berührung der Nächsten oder Liebsten bestätigt ihnen unmittelbar: Sie sind mit jemandem verbunden, sind nicht alleine und werden von diesen aufgenommen und wahrgenommen; und die Nächsten und Liebsten wiederum finden ihrerseits bei ihnen Resonanz und Halt. Das Abstandhalten unter Nächsten und Liebsten hingegen ist unmenschlich und grausam; nur bei Menschen, die einem unsympathisch oder gar für einen gefährlich sind, ist es im ureigenen Interesse.

Pandemie und Sauerstoff

Zu Beginn jener beispiellosen Wochen im Frühjahr 2020, welche für die ganze Welt die weitestreichenden Folgen hatten, machte die zeitgenössische globalisierte Menschheit eine für sie ungewohnte Erfahrung. Um die Ausbreitung eines neuartigen, potentiell lebensbedrohlichen Virus einzudämmen, schränkten Regierungen weltweit, unabhängig von ihren Staatsformen, das private, öffentliche, nationale und internationale Leben in staunenerregend kurzer Zeit ein.

Auf nahezu der ganzen Erde gab es mit einemmal nur noch geschlossene Gesellschaften in einem neuen, nichtfestlichen Sinn. Zeitweise herrschten strenge Kontaktverbote und weitgehende Ausgangsbeschränkungen. Man wendete auch das in der Antike zum Teil schon bekannte, im 14. Jahrhundert in Dubrovnik, Venedig und Marseille eingeführte Mittel der vorsorglichen Quarantäne an – die befristete Isolierung von Personen, die verdächtig sind, erkrankt oder Überträger des Virus zu sein, zum Beispiel weil sie aus Epidemiegebieten einreisen. Der Sinn all der auf verfassungsrechtlich und rechtsphilosophisch umstrittene Weise tief in die unveräußerlichen Grundrechte der Bürger einschneidenden Maßnahmen war: Wo keine Begegnungen zwischen Menschen stattfinden und Mobilität eingeschränkt ist, da kann auch kein Virus von dem einen zu dem anderen überspringen. Man gewann dadurch Zeit, um die allgemeine Unwissenheit im Hinblick auf das Virus durch weltweite Forschung zu verringern, um den staatlicherseits zu verantwortenden Mangel an Hilfsmitteln wie Masken, Schutzkleidung und Tests zu beheben und um die Kapazitäten der auf Kosteneffizienz hin ökonomisierten Krankenhäuser und deren Intensivstationen auszuweiten und diese nicht zu überlasten (freilich um den Preis, daß geplante und planbare Operationen und Vorsorgeuntersuchungen verschoben und Betten speziell für mögliche Covid-19-Fälle freigehalten wurden). In immunitätspolitischer Sicht funktionierte dieser sogenannte Lockdown ähnlich wie eine antike oder mittelalterliche Stadtmauer, welche die Bewohner vor dem Einbrechen des feindlichen „Virenheeres“ in die Stadt schützen sollte.¹

¹ Was allerdings weder in Antike und Mittelalter noch heute heißt, daß es nicht auch eine zunächst unbemerkt bleibende Ansteckungsquelle innerhalb der Stadtmauern und innerhalb einer Gruppe geben konnte beziehungsweise geben kann. So wie in Antike und Mittelalter, aber auch heute noch auf der versorgungslogistischen Ebene eine pathogene Brunnen- beziehungsweise Leitungswasserunreinigung eine gesundheitliche Gefahr für die Bevölkerung darstellen konnte und darstellen kann, so stellten auf der gesellschaftlichen Ebene während der Pandemie unbemerkt bleibende „Superspreader“ eine epidemische Gefahr dar – hochinfektiöse Personen, die eine größere Zahl von Menschen anstecken, die wiederum

Hierbei machte sich allerdings eine Zeitlang eine Stimmung bemerkbar, die man als eine Pandemie der Angst bezeichnen könnte. Bei der trotz aller Sachlichkeit dramatischen, live auf zahlreichen Kanälen in die Wohnzimmer übertragenen Fernsehansprache von Bundeskanzlerin Angela Merkel am Abend des 18. März 2020 verdichtete sich diese Angststimmung in der Aussage: „Es ist ernst. Nehmen Sie es auch ernst.“ Die Ungewißheit, was auf einen selbst, die eigene Familie und die eigene Arbeitsstelle zukommen mochte, setzte viele Menschen unter Streß. Dieser gemeinsame Streß, obwohl von seiner Prägung her negativ, hatte doch auch einen zum Teil positiven, nämlich gesellschaftsvereinigenden Effekt. Bei einigen hinterließen die Kontakt- und Ausgangsverbote und die allgemeine Angst allerdings „Kollateralschäden“ in Form von psychischen Störungen oder, vor allem bei beengten Wohnverhältnissen, in Form von häuslicher Gewalt.² Auf manche freilich wirkte der Lockdown in dem von der Pandemie unbeeindruckt und geradezu unwirklich heiter ausbrechenden Frühling wie ein auf Dauer gestellter Sonntag, an dem sie werktags in Straßen spazieren konnten, die so leer waren, als hätte eine außerirdische Macht die Menschen fortgezaubert.

andere anstecken. Solche sogenannten Superspreader-Events waren zu Beginn der Pandemie, Anfang 2020, etwa die Après-Ski-Partys in Ischgl und die Karnevalsfeiern im Rheinland. – Der englische Ausdruck „Lockdown“ bezeichnet eigentlich „das Einsperren von Gefangenen in ihre Zellen“; im Zusammenhang der Pandemie meint er jedoch ein Bündel regierungsbehördlicher Maßnahmen zur Unterbrechung von Infektionsketten, bestehend vor allem aus Kontakt- und Ausgangsbeschränkungen sowie der Schließung öffentlicher und privater Einrichtungen, und bedeutet so allgemein den dadurch hervorgerufenen Zustand des stark eingeschränkten gesellschaftlichen Lebens. – Was den immunitätstheoretischen Aspekt meines Beitrags angeht, stütze ich mich auch auf Peter Sloterdijks Konzept der „Allgemeinen Immunologie“ und des „Ko-Immunität“, siehe Peter Sloterdijk: Du mußt dein Leben ändern, Berlin 2009, S. 709 ff., zuletzt auch in Peter Sloterdijk: Der Staat streift seine Samthandschuhe ab, Ausgewählte Gespräche und Beiträge 2020-2021, Berlin 2021, S. 35-37.

² Ob im nachhinein der strenge erste Lockdown im Frühjahr 2020 überhaupt erforderlich war oder ob nicht mildere Mittel wie Abstandhalten und Mundschutztragen ausreichende virus-eindämmende Effekte hätten haben können, war eine in Fachkreisen eher zugunsten der milderen Mittel beantwortete Frage. Siehe dazu den Überblicksbeitrag des Verfassungstheoretikers Oliver Lepsius in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 25. April 2020: „Warum lauert die Polizei Spaziergängern auf?“

Doch Menschen wohnen nicht nur, sie sind vielmehr von Anfang an auf gesellschaftliche Teilhabe ausgerichtet und dabei Teil der natürlichen, tierischen und menschlichen Umwelt. Körperlich, geistig, freundlich, feindlich, gleichgültig und überhaupt gesellschaftlich sind sie immer miteinander verwoben. Schon im Mutterleib ist der ungeborene Mensch, ohne es zu wissen, an eine ihn einbettende und nährenden „Gesellschaft“ gebunden. Auch nach der Geburt und im späteren Leben ist er stets auf wenigstens ein Gegenüber und auf die Mitwelt ausgerichtet und bildet auch dadurch sein Ich und sein Selbstbewußtsein aus. Selbst der als Erwachsener freiwillig weitgehend alleine lebende Mensch trifft diese Entscheidung gesellschaftsbezogen. Das Gesellschaftliche ist der menschliche „Sauerstoff“ par excellence. Um es mit Aristoteles zu sagen: Der Mensch ist von Natur ein *zôon politikon*, ein gesellschaftliches Lebewesen (Politik, S. 1253a).

Hinsichtlich des Sauerstoffs wurden im Rahmen der Pandemie die Menschen zudem nachdrücklich daran erinnert, daß ihre Atemluft eine gemeinsame ist: Dein Ausatmen ist mein Einatmen und umgekehrt. Nimmt die Atemwegserkrankung Covid-19 einen schweren Verlauf, werden zunächst die Lungen angegriffen – im lebensbedrohlichen Fall erfüllen diese ihre Funktion so unzureichend, daß der Patient, um überleben zu können, medizinisch aufwendig beatmet werden muß. Dabei kann auch das Klima der Erde mit ihren „grünen Lungen“, dem tropischen Regenwald und dem Borealen Nadelwald, seine „Aufgabe“, menschliches, vor allem menschenfreundliches Leben zu ermöglichen, wie es in der jüngeren erdgeschichtlichen Epoche bis mindestens zum Beginn des fossilen Industriezeitalters in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Fall war, den Befunden und den Modellrechnungen der Klimaforscher zufolge bald nicht mehr zureichend erfüllen. Wenn, davon abgesehen, ein Mensch bewußt abge-

kapselt alleine im Verbrennerauto zur Arbeit fährt, um Begegnungen mit anderen Menschen im öffentlichen Personennahverkehr zu meiden und somit gleichzeitig daran mitzuwirken, die Ausbreitung des Virus zu bremsen, so verpestet er mit den Abgasen doch zugleich die Umwelt und vermindert die Qualität der Atemluft der Straßenanwohner. Wenigstens erwähnt sei die in diesem Fall paradox anmutende Tatsache, daß auch der Mensch selbst allein durch das Atmen Sauerstoff „verbrennt“ und Kohlendioxid erzeugt. Er verändert selbst immer auch das Klima seiner unmittelbaren Mitwelt – auch deshalb ist das regelmäßige Lüften in geschlossenen Räumen sinnvoll. Die Entwicklung moderner Klimaanlage mit ihren Heiz- und Lüftungssystemen erinnert im übrigen daran, daß Menschen immer schon in klimatisierten Räumen lebten und leben – etwa in der mit Lagerfeuer gewärmten Höhle, in der mit offenem Kamin beheizten Stube, in dem mit Fächern und Ventilatoren angenehm temperierten Saal oder in dem durch Fensteröffnen gekühlten Zimmer. Air-conditioning ist keine Erfindung der Moderne, sondern Teil der *conditio humana*. Deutlich wird nicht zuletzt, daß das Leben auf der Erde selbst in einem von der Erdatmosphäre geschützten klimatisierten Großraum stattfindet – der Biosphäre.

Die Maßnahmen und ihre Auswirkungen

Die Maßnahmen der Regierungen hatten immense Auswirkungen auf das jeweilige Zuhause, auf die berufliche und schulische Arbeits- und Lernsituation und allgemein auf das städtische, gesellschaftliche, pädagogische, wirtschaftliche, kulturelle und religiöse Leben. Während man insbesondere während des ersten Lockdowns im Frühling 2020 möglichst zuhause bleiben sollte, wuchs den persönlichen Wohnsituationen eine über den alten Alltag hinausgehende entscheidende Rolle dabei zu, wie man sich dort fühlt. Vereinfacht im Hinblick auf die am weitesten auseinander liegenden sozialen Vermögensverhältnisse

gesagt: Entweder waren diese großzügig mit Haus und Garten oder beengt in kleiner Wohnung; entweder ging man in eine Art Zwangsurlaub in einem reizend gelegenen „Ferienhaus“ oder saß man in einem beengten Zellengefüge mit Aussicht auf einen tristen Hinterhof.

In letzterem Fall wurde das Zuhause in der Tat zu einer Art Gefängnis, in das der Staat seine Bürger einsperrte. Unter Druck von Enge und Frust kam es zu handgreiflichen familiären Auseinandersetzungen; die Hölle, das waren dann die eigenen, nächsten Angehörigen, denen man nicht entkommen konnte (was selbstredend nicht heißt, daß nicht auch Menschen in großzügigen Wohnverhältnissen aufgrund der Coronasituation in Streit geraten konnten). Die Bewohner eines Mehrparteienhauses versuchten dabei, Begegnungen im Treppenhaus zu meiden – der Nachbar konnte schließlich eine Infektionsquelle sein. Die Pandemie hatte auch in diesem Fall einen die Menschen voreinander abschreckenden Effekt, unabhängig davon, ob der Nachbar wirklich infektiös war oder nicht (was auch für die Passanten auf der Straße galt³). Andererseits entwickelten sich auch Formen zwischenmenschlicher Solidarität und spontaner Nachbarschaftshilfe – man lernte unter Umständen Nachbarn kennen, die man zuvor kaum je gesehen hatte.

Hingegen konnten Menschen in großzügiger Wohnlage die ungewöhnliche Situation wohl auch ein Stück weit genießen und als belebend empfinden; so erfreuten sie sich an der familiären Intimität, renovierten das eine oder andere Zimmer und entdeckten die Lust am Gärtnern wieder. Die buchstäblich aus dem allgemeinen Stillstand herrührende Stille der Welt, das Nichtslossein in der Stadt, das Zu-kaum-einem-Auswärtstermin-verpflichtet-Sein, allgemein: das

³ Nach einer ersten Phase des Zuhausebleibens gingen viele vermehrt spazieren – allerdings nur mit dem erlaubten eigenen Hausstand beziehungsweise mit einer haushaltsfremden Person auf Abstand. Wie im Treppenhaus wichen sie entgegenkommenden Personen aus Furcht vor Ansteckung häufig aus.

zum Teil wie eingefrorene Leben empfanden sie als eine anregend-aufregende und ein leicht schauriges Behagen auslösende Situation.

Im Hinblick auf die berufliche und schulische Arbeits- und Lernsituation gab es im wesentlichen auch nur zwei Möglichkeiten. Entweder man konnte von zuhause aus arbeiten und lernen oder man konnte das nicht. Diejenigen Berufstätigen, die das Haus verlassen mußten, um die gesellschaftliche Logistik in Pflege, Medizin, Transportwesen, Müllabfuhr, Supermarkt etc. am Laufen zu halten, wurden aufgrund dieser ihrer Arbeitsstelle auf exponierte Weise gefährdet. Aber auch für diejenigen, die von zuhause aus arbeiten konnten beziehungsweise lernen mußten, offenbarten sich Unterschiede abhängig von der Größe der Wohnung und der Frage, ob diese auf eine Büro- und Lernsituation vorbereitet war.

Was die Alten zuhause und in den Alten- und Pflegeheimen angeht, so trafen diese die Maßnahmen in besonders fataler Weise. Sie konnten von ihren engsten Angehörigen nicht mehr in den Arm genommen werden und durften auch selber niemanden mehr umarmen. Isoliert und oft deprimiert zuhause oder im Heimzimmer sitzend, konnten sie höchstens vom Fenster aus die wegen des Kontakt- und Besuchsverbots draußen auf der Straße oder auf dem Hof stehenden Angehörigen sehen und ihnen zuwinken. Am einschneidendsten waren die Maßnahmen in jenen Heimen und Kliniken, deren Bewohner und Patienten zeitweise ihre Zimmer nicht mehr verlassen durften; das Essen wurde auf Tablett vor der Tür abgestellt.⁴ Einige Demente allerdings verstanden die Situation nicht und erkannten nach der Lockerung ihre eigenen Kinder oder Ehepartner nicht mehr wieder. Viele starben einsam, ohne den erforderlichen beglei-

⁴ Von zahlreichen Beispielen in Publizistik und Wissenschaft siehe etwa: Katharina Rüth, Westdeutsche Zeitung: „Altenzentrum Paul-Hanisch-Haus: Nach Corona-Infektion: Bewohner bleiben auf ihren Zimmern“, Ausgabe vom 30. März 2020; oder Thomas H. Loew, Maximilian Krinninger & Christian Kettler: Stationäre Psychosomatik in Zeiten des Coronavirus. *Psychotherapeut* 65, S. 285-290 (2020).

tenden Beistand und ohne daß die Angehörigen wenigstens am Sarg von ihnen Abschied nehmen durften. Am 10. April 2020 sendeten die ARD-„Tagesthemen“ mit Ingo Zamperoni einen Bericht über ein weitgehend trostloses Begräbnis auf dem Waldfriedhof Backnang. Die gezeigte Beerdigung stand beispielhaft für den Ablauf der damals nur in kleinstem Angehörigenkreis erlaubten Begräbnisse: ohne Feier, ohne Musik und mit maximal zehn Personen, inklusive der Bestatter und der Geistlichen, im entsprechenden Abstand zueinander außerhalb der Trauerhalle. Insgesamt starben mindestens 29 000 Heimbewohner allein in Deutschland, die Mehrheit davon in den Herbst- und Wintermonaten von Oktober 2020 bis Frühjahr 2021.⁵ Die mit guten Absichten angeordnete Isolierung führte zu einer der traurigsten menschlichen Tragödien der Nachkriegszeit. Das in dieser Hinsicht ethisch-moralische und juristische Verhalten der gesamten Gesellschaft, insbesondere des Staates und der Heime, bleibt wohl unverzeihlich.

Auch Kirchen, überhaupt Gotteshäuser, blieben geschlossen. Diese sind aber nicht nur Orte, die Gemeinschaft stiften, sondern auch solche, an denen im Rahmen des gemeinsam in leiblicher Präsenz gefeierten Gottesdienstes der Bezug zur Transzendenz, zum Überirdischen, hergestellt wird. Dieser Bezug ist für einige Gläubige das, was ihnen letztlich die größte Sicherheit gibt: „Du kannst nicht tiefer fallen / als nur in Gottes Hand (...)“ (Evangelisches Gesangbuch Nummer 533). Die eilig hergestellten Übertragungen von Gottesdiensten via Internet konnten die unmittelbare leibliche Präsenz der anderen Mitfeiernden kaum ersetzen. Ob man inmitten von Hunderten Mitgläubigen sich wiederfindet und diese mit eigenen Augen sieht und gewissermaßen spürt und, wie etwa im Falle des katholischen Christentums, aus des Priesters Hand die Hostie, den

⁵ Stand: 6. März 2021. Siehe die detaillierten Sterbezahlen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 6. März 2021, basierend auf F.A.Z.-Recherchen sowie den Erhebungen des Berliner Robert-Koch-Instituts.

Leib Christi, in Empfang nimmt oder ob man daheim womöglich alleine vor dem Computerbildschirm sitzt – was bei den Hochbetagten aus ausrüstungstechnischen Gründen wohl oft nicht der Fall war –, macht einen nicht zu überbrückenden Unterschied. Die Tatsache, daß die prominenten Kirchenführer hierzu lange schwiegen beziehungsweise dieses Dilemma – Pandemiebekämpfung hier, erzwungene Einsamkeit da – kaum einmal in ihren Predigten und Einlassungen auf eine zu Herzen gehende Weise thematisierten, zeigt wohl, daß sie weitgehend selbst vom Glauben an eine höhere gütige Macht abgefallen sind und Kirche lediglich als seelsorgerische Solidaritätsgemeinschaft begreifen – wobei sie selbst in dieser seelsorgerischen Hinsicht meist enttäuschten.⁶

Die Möglichkeit, sich in der Stadt zu sehen

Die Maßnahmen der Regierungen hatten aber nicht zuletzt auch für das städtische, gesellschaftliche Leben empfindliche Folgen. Ein wichtiger Sinn der Stadt liegt in der ihren Bewohnern eröffneten Chance, sich nicht nur mit anderen zu treffen, sondern sich auch *als Bürgerschaft* zu sehen.⁷ „Bürger“ waren, um an diese wortgeschichtliche Herkunft zu erinnern, Bewohner einer Schutz bietenden Burg beziehungsweise einer entsprechend befestigten Stadt; auch hierbei konnten die innerhalb der Befestigung Versammelten im Falle eines Angriffs von außen sich als Gemeinschaft sehen, wenngleich in einer sie allerdings gleichzeitig verbindenden Streßsituation. Heutige Stadtfeste sind im Grunde friedliche Burgversammlungen. „Ein feste Burg ist unser Gott“, schrieb Martin

⁶ Eventuelle gute Worte und Predigten sonstiger, unbekannter Geistlicher vor Ort sind natürlich nicht auszuschließen.

⁷ In Tourismushochburgen sehen sich weniger die Städter als vielmehr die Touristen beim gemeinsamen Betrachten der Sehenswürdigkeiten. Jedoch konnten während der Pandemie die eigentlichen Bewohner der Touristenhochburgen, zum Beispiel die Prager und die Venezianer, bei Spaziergängen ihre eigene Stadt auf für sie einmalige Weise selber neu kennenlernen, wobei freilich die von der Tourismuswirtschaft lebenden Einwohner finanzielle Einbußen hinnehmen mußten.

Luther in seinem von Psalm 46 inspirierten Kirchenlied. Eine feste Burg, um die lutherische Schutzmetapher auf eine allgemeine gesellschaftliche Ebene zu übersetzen, ist unser alltägliches Dasein in immunologischen Sphären – und eine solche Sphäre ist eben auch die lebendige Stadt, in der man sich zuhause fühlt und die einem eine Heimat bietet.

Die moderne Bürgerschaft sieht sich im Alltag dabei weniger in den Wohngebieten als vielmehr in den Innenstädten und den Stadtteilzentren sowie in gesellschaftlichen Einrichtungen. Das ist auch ein zentraler Sinn von öffentlichen Orten, von Plätzen, Straßen, Fußgängerzonen, von Geschäften, Gasthäusern, Cafés, Eisdielen, Bürgerhäusern, von Erholungsgebieten, Parks, Gärten und Spielplätzen, von Kultureinrichtungen wie Freibädern, Schwimmhallen, Fitneßstudios, Sportvereinen, Stadien, Kinos, Theatern, Musikschulen und Gesangsvereinen, nicht zuletzt von Stadtmärkten und eben Stadtfesten. An all diesen Orten und bei all diesen Gelegenheiten sehen die Stadtbewohner nicht nur alte Bekannte, sondern auch, wer alles eigentlich noch außer ihnen in der Stadt lebt (beziehungsweise in ihr auch unterwegs ist). Diese Orte und Einrichtungen bilden die öffentlichen Wohnzimmer einer Gesellschaft. In ihnen kommt das städtische Ich zur Erscheinung.

Aber auch dann, wenn Teile der Gesellschaft einem Anliegen Gehör verschaffen wollen, in Form von Demonstrationen etwa, rücken die innerstädtischen Straßen in den Fokus. Die Straße selbst verweist eben auch auf das demonstrierende Volk im Sinne der Wendung „der Druck der Straße“. Sind Menschen in einer öffentlichen Angelegenheit unzufrieden, dann gehen sie irgendwann auf die Straße und bekunden diese ihre Unzufriedenheit – während der Pandemie unter anderem die mit den Coronamaßnahmen. In Backnang zum Beispiel versammelten sich im November 2020 Unzufriedene auf der Bleichwiese an der Sulzbacher Brücke und „spazierten“ anschließend durch die Innenstadt (ihnen

war der Demonstrationzug von der Stadt und der Polizei wegen Mißachtung der Maskenpflicht verboten worden; für zukünftige Fälle verbot die Stadt dann auch das Aufrufen zum Spaziergehen).⁸ Straßen, die aufgrund der Verordnungen leer sind, bedeuten daher auch, daß es keinen offensichtlichen Druck derselben gibt.

Die innerstädtischen und stadtteilzentralen Straßen und Plätze sind darüber hinaus im normalen, pandemiefreien Fall auch der Ort der Passanten, der Flaneure und Spaziergänger. Flanieren heißt, offen sein für Ablenkungen, und spazieren gehen, ohne Hast die Seele baumeln lassen – sich also zu entspannen und so von allem, was einen belastet, positiven Abstand zu gewinnen. Der Corso, gebildet aus Stadtgassen und Fußgängerzonen, ist der Laufsteg der Bürgermodels: sehen und gesehen werden.

Was die Straßen auf dem Boden und in der Luft angeht, so herrschte bis zum Ausbruch der Pandemie eine menschheitsgeschichtlich neue Form hoher Mobilisierung. War der Mensch anfänglich, aus Gründen der Not und auf der Suche nach Nahrungsquellen und Lebenschancen, nomadisch geprägt (und ist es in den ärmeren und lebensfeindlichen Regionen der Erde in gewisser Weise noch heute), entstanden mit der Sesshaftwerdung vor 12 000 bis 6000 Jahren erste Siedlungen, die sich im Laufe der Zeit zu Städten weiterentwickelten. Mit der Verstädterung setzte das ein, was man Staat nennt: Wo Menschen auf einem Fleck zusammenleben, benötigt es Regeln und eine Instanz, die sie durchsetzt. Das, was man die von Europa ausgehende Neuzeit oder Moderne nennt, mit der Unterwerfung der Erde unter den wissenschaftlichen und technologischen Zugriff, ging mit einer Entfesselung des Verkehrs bei grundsätzlich bleibender sesshafter Lebensform einher. Zur Entfesselung gehörten im Rahmen der Industrialisierung insbesondere im 19. Jahrhundert die binnennationalen „Auswan-

⁸ Siehe Backnanger Kreiszeitung vom 9. November 2020 und vom 24. April 2021.

derungen“ vom Land in die Stadt, wo in den prosperierenden Fabriken Arbeiter benötigt und zunächst ausgebeutet wurden, was wiederum die „Entfesselung“ der Arbeiterbewegung auslöste, sowie die internationalen Auswanderungen insbesondere in die USA, um dort in einem scheinbar leeren Land Land in Besitz zu nehmen und auf ihm neu sesshaft zu werden (und dabei die autochthonen Bevölkerungen weitgehend zu verdrängen).⁹ Dasjenige Leben nun, das viele Menschen der in der Regel sozialstaatlichen Wohlstandsländer bis zum Ausbruch der Pandemie führten, war die vollendete Einheit von Sesshaftigkeit und wiederkehrendem Gang zum Reisebüro, um eine „nomadische“ Reise an die Enden der Erde zu buchen. Die Erde ist die globale Westentasche, in der sie sich ziemlich gut auskennen, und doch blieben sie verwurzelt an einem Ort mit fester Meldeadresse. Während der Pandemie wurde das touristische Nomadentum jedoch auf null gestellt, und die Menschen sahen sich auf eine für sie neue Weise zu einer absoluten, wenngleich nur vorübergehenden Sesshaftwerdung verdonnert. Das Frühjahr 2020 brachte nicht nur eine für diesen Teil der heutigen Menschheit unbekannt Form der Demobilisierung mit sich, sondern förderte auch zumindest zwei Erkenntnisse zutage. Die Erkenntnis, daß eine andere Welt in rapid kurzer Zeit möglich ist; sowie die Erkenntnis, daß eine Welt mit einem wiederentfesselten Leben und Wirtschaften langfristig wohl nur in Verbindung mit einem grundsätzlich ökologischen Lebens- und Wirtschaftsstil möglich sein wird – dies aber nicht allein in klima- und umweltpolitischer Hinsicht, sondern auch in Hinsicht auf den Umgang mit der tierischen Mitwelt: Das aktuelle Coronavirus SARS-CoV-2 ist womöglich auf einem Naßmarkt für Meeresfrüchte und Wildtiere im chinesischen Wuhan vom Tier auf den Menschen

⁹ Die Neuzeit war und ist aber nicht nur die Entfesselung des buchstäblichen, sondern auch des gesellschaftlichen Verkehrs: Der unterste kann zum obersten aufsteigen. Ein unbekannter Korse, Napoleon Bonaparte, kann zum selbstgekrönten Kaiser der Franzosen aufsteigen, eine Pfarrerstochter aus der Provinz, Angela Merkel, zu einem der führenden Regierungschefs der westlichen Welt.

übergesprungen – was eben verdeutlichen würde, daß die Coronakrise auch eine umwelt- und tierpolitische Dimension haben könnte. Das Risiko zukünftiger Pandemien erhöht sich demungeachtet auch mit dem Schwinden der biologischen Vielfalt.

Jedenfalls waren all die genannten Formen für das städtische, gesellschaftliche Sich-selbst-Sehen in der Pandemie außer Kraft gesetzt. Wenn man darüber hinaus hinsichtlich der virulenten Krise der Innenstädte, und insbesondere der Krise des von Ladensterben bedrohten Einzelhandels, welche durch die Epidemie des Online-Einkaufens verschärft wird, nach der Zukunft einer lebendigen Innenstadtkultur fragt, dann sollte der Aspekt der Herausbildung und der Erhaltung einer Stadtgemeinschaft, des städtischen Ichs, eine Hauptrolle spielen. Denn die Gefahr, daß auch europäische Städte oder deren Zentren verarmen und verwahrlosen, besteht durchaus – die USA mit ihren meist trostlosen Finanzzentren und den heruntergekommenen, de facto sozial und ethnisch segregierten Stadtteilen sind, unabhängig von deren anders verlaufenen Entstehungsgeschichte, ein abschreckendes Beispiel dafür, was unbedingt zu vermeiden ist. Kaum ein für Europäer akzeptierbarer Ersatz wären jene amerikanischen künstlichen Stadtzentren der großen *Malls*, diesen anwohnerfreien, am Abend die Türen wieder schließenden Einkaufshäuser, zu denen man mit dem Auto fährt, um nach dem Parken etwas Bummel-, Gastronomie- und Einkaufsatmosphäre zu genießen.¹⁰ Wenn Menschen allerdings ihre Waren vorwiegend überregional im Netz bestellen und sich nachhause liefern lassen, dann handeln sie nicht nur ökologisch fragwürdig und bedrohen ungewollt nicht nur die Existenzen der lokalen, für die Urbanität einer Stadt unentbehrlichen Einzelhänd-

¹⁰ Freilich war insbesondere während des ersten Lockdowns gerade der Gang zu den Lebensmittelmärkten für manche eine der wenigen staatlich erlaubten Möglichkeiten, sich aus der häuslichen Eingeschlossenheit zeitweise zu befreien und „unter Leuten“ zu sein.

ler, Betriebe und Gastronomen, sondern sie reduzieren auch ihr eigenes Unterwegssein in der Stadt, verringern damit deren Lebendigkeit und verhindern auch die Möglichkeit zufälliger Begegnungen und das Kennenlernen unbekannter Menschen. Das Flair einer Stadt ergibt sich gerade auch aus der Summe der Begegnungen ihrer Bewohner und den daraus entstehenden Folgen.

Öffentliche Plätze, kulturelle Einrichtungen und allgemeine Veranstaltungen wie jährliche Feste, mit dem Backnanger Straßenfest an erster Stelle, sind also sinnvoll, damit die Bürger sich treffen und sehen können, daß gemeldete Bewohner das Gefühl dafür bekommen können, auch Teil einer Stadtgemeinschaft zu sein, deren Mitglieder sich ein Stückweit auch mit der Stadt identifizieren. Hier bin ich Mensch, hier will ichs sein. Es ist *mein* Backnang – auch im Sinn von *unser* Backnang. Wo aber keine Feste gefeiert werden, da entsteht keine Gemeinschaft. Wo Menschen sich nicht auf Plätzen versammeln, da wächst kein Gefühl für die Stadt heran. Wo Menschen beim abendlichen Hin- und-her-Flanieren am Ufer der Murr und in den nahen Gassen der Innenstadt sich nicht sehen, da lernen sie sich nicht kennen. Die für das Stadtleben und für die Stadtgemeinschaft existentielle Dimension, die Ausbildung eines gemeinsamen Stadtbewußtseins, kann nur durch öffentlich reges Leben, durch leiblich unmittelbar erlebte Begegnungen, Veranstaltungen und Feste gewonnen werden.

Das Gespenstische leergefegter Straßen

Wenn früher im öffentlich-rechtlichen Fernsehen mit seinen drei Programmen eine besonderes Interesse hervorrufende Sendung lief, dann waren die Straßen wie leergefegt: Die gezeigte Übertragung war ein „Straßenfeger“. Obschon die Straßen wie leergefegt waren, konnte man doch sicher sein: Fast alle oder doch

viele sitzen bei der gleichen Sendung virtuell zusammen und verfolgen, wie der beliebte Showmaster seine Samstagabendshow moderiert, oder sehen begeistert, wie die deutsche Fußballnationalmannschaft bei einem WM-Turnier gerade noch ins Finale einzieht. Das, was jede Familie für sich im Fernsehen sah, konnte anschließend von Balkon zu Balkon, am Gartenzaun, auf der Straße, in der Kneipe, am nächsten Tag auf der Arbeit besprochen werden; die einzelnen Erlebnisse, Beobachtungen und Wahrnehmungen wurden so „synchronisiert“, abgeglichen, ergänzt und zu einer gemeinsamen Erzählung geformt.

Zu Beginn und während des ersten Lockdowns im Frühling 2020 waren die Straßen auf andere Weise wie leergefegt. Die Menschen saßen zwar auch zuhause und sahen regelmäßig auch fern, nicht zuletzt die allabendlichen Nachrichten-, Sonder- und Diskussionssendungen über die Pandemie; sie verfolgten diese jedoch weniger zum Vergnügen oder zur Zerstreuung, als vielmehr aufgrund der sie beschleichenden Angst und lähmenden Ungewißheit im Hinblick auf die dynamisch sich verändernde Lage. Auch die seriösen Medien entfachten den pandemischen Flächenbrand aus Angst, Sorge und Beklemmung, ohne das freilich, zumindest in der Regel, zu beabsichtigen oder gar im Sinne eines zynischen Geschäftsmodells bewußt zu wollen und also mit Angst- und Panikmache zu versuchen, höhere Klick-, Verkaufs- und Einschaltquoten zu erzielen. Brandentfachende Funken bildeten zudem jene Bilder aus Bergamos Krankenhaus Papa Giovanni XXIII mit der überfüllten, zu einer Intensivstation umgewandelten Notaufnahme, aus der mit Särgen vollen Friedhofskirche und nicht zuletzt der Militärlastwagen, die die Säрге mit Pandemieopfern zu weiter entfernten Krematorien transportierten, weil die örtlichen Verbrennungsöfen überlastet waren. Diese medienentzündete Angst führte mit dazu, daß auch die deutsche Bevölkerung zunächst weitgehend fügsam die Anordnungen und Verbote befolgte. Mit der Zeit und jenseits dieser Pandemiesendungen sahen die Zuhause-

sitzenden jedoch nur mehr bedingt die gleichen Kanäle, vermehrt sahen sie nichtlinear ausgestrahlte, individuell übers Internet abrufbare Serien und Filme. Auch hier traten unterschiedliche soziale Auswirkungen der Pandemie zutage, denn nicht alle Menschen konnten sich solche Film- und Fernseh Abonnements leisten. In beiden Fällen jedenfalls, im Fall der Pandemiesendungen wie in dem der individuell abrufbaren Privatkanalsendungen, blieben die Menschen nach dem Ausknipsen der Bildschirme weiter zuhause sitzen; sie kamen nicht heraus und besprachen das Gesehene miteinander oder gaben einander, wenn nötig, aufmunternden Halt – sie formten das Gesehene und dabei Empfundene nicht oder allenfalls selten zu einer gemeinsamen Erzählung; die Straßen blieben leer, gespenstisch leer.

Gespenstisch auch deshalb, weil ihnen genau das fehlte, was ansonsten in ihnen zu sehen war: die Menschen. Daß Straßen nachts leer sind, ist in der Regel normal – die meisten liegen zuhause in ihren Betten und schlafen. Wenn aber an einem normalen Werktag die Straßen und Fußgängerzonen leer sind, dann ist das nicht normal. Wer in den Straßen und Fußgängerzonen gleichwohl doch, wenn auch ungesehen, anwesend war und so gewissermaßen umherspukete, waren die Gespenster der Menschen, die normalerweise in ihnen unterwegs sind. So erinnerten die Städte während des Lockdowns eine Zeitlang ein wenig an die Geisterstädte in den USA, die aufgegeben worden waren, nachdem sich dort kein Leben mehr lohnte.

Wie die Menschheit sich in den Masken erkennt

Der abstrahierende Begriff „Menschheit“ bezeichnet vor allem die Gesamtheit der auf dem Planeten Erde lebenden Menschen. Die Menschheit kann nicht auf einer großen Wiese zusammenströmen und sich leibhaftig sehen und erleben.

Es gibt kein Stadion, das derart groß wäre, daß sich die Menschheit in ihm einfinden und sich wie eine Sehenswürdigkeit betrachten könnte.

Während der Pandemie konnten die Menschen jedoch eine neue Beobachtung im Hinblick auf das konkrete Verständnis der Menschheit machen. Sie sahen anhand der Medienbilder im Fernsehen, daß die unterschiedlichsten Menschen überall auf der Erde die gleichen Mund-Nase-Bedeckungen trugen, und sie begriffen, bewußt oder unbewußt, daß das Virus wirklich alle Menschen der Erde betrifft, selbstredend auch die Repräsentanten der jeweiligen Staaten, egal, wie unterschiedlich diese ansonsten sein mögen, ob EU-Politiker oder iranische Mullahs, chinesische „Kommunisten“ oder arabische Ölscheichs, vatikanische Geistliche oder israelische Knesset-Abgeordnete – nahezu alle Politiker und die meisten der jeweiligen Staatsbürger trugen die Bedeckung.

Eine Schlußfolgerung, die man aus dieser Beobachtung ziehen kann, ist die: Nicht nur anhand der weltweiten *unsichtbaren* Ausbreitung des Virus begreifen Menschen, daß sie Teil der Menschheit sind; sondern auch und besonders angesichts der weltweit *sichtbaren* Maske sehen sie buchstäblich, daß sie Teil der Menschheit sind – und sehen so letztlich die Menschheit selbst: Das Bild der Menschheit wird, paradoxerweise, durch eine Bedeckung enthüllt, durch all diejenigen Menschen, die überall auf der Erde das markante Textil auf dem Gesicht tragen. Zum ersten Mal haben wir die Menschheit erblickt, und wir können sagen, dabeigewesen zu sein.

Und so wie Menschen anhand des Virus begreifen konnten, daß sie eine Menschheit sind, so dürften einige angesichts des miteinander wechselwirkenden, durch die menschliche Lebens- und Wirtschaftsweise beeinflussten Klima- und Wetterwandels der letzten rund zweihundert Jahre und insbesondere der letzten Jahrzehnte – mit dem Treibhauseffekt beziehungsweise der mittleren Erwärmung der Erdtemperatur um etwa 1,1 Grad Celsius – auch verstanden

haben, daß sie auf ihrem von einer quasi hauchdünnen, lebensermöglichenden Schutzatmosphäre umgebenen Planeten *ein* Erdklima teilen. Dieses eine, insgesamt lebensfreundliche Klima, mit einer derzeit aufgrund der globalen Umweltzerstörungen bedrohten, aber noch vorhandenen biologischen Vielfalt des gesamten Ökosystems, ist auch für die Immunität jedes Menschen wichtig. Menschen bilden eine Immunitätsschicksalsgemeinschaft.

Die Immunität des Menschen betrifft dabei unterschiedliche Ebenen – man könnte auch sagen unterschiedliche Wohnungen: eine biologische, eine familiäre, eine städtisch-gesellschaftliche, eine rechtliche (Schutz durch Gesetze), eine symbolische (zum Beispiel psychischer Schutz durch den Glauben an Gott) und eben auch eine erdklimatische Wohnung. So wie in Antike und Mittelalter die Städte Stadtmauern errichteten und im Falle einer Bedrohung von außen, etwa einer Pest, die Stadttore schließen konnten, um so die Stadtbevölkerung zu „immunisieren“, so könnte man sagen, die Erdatmosphäre sei die Stadtmauer des Planeten, die die Menschheit vor der unendlichen, feindlichen Wüste des Weltalls „immunisiert“. Diese einmalige Stadtmauer sollte nicht beschädigt werden.

Menschen leben so gleichzeitig in vier Arten von Immunitätswohnungen: in der biologischen, die Gesundheit des eigenen Organismus betreffenden Wohnung. Eng damit verbunden leben sie in der intim-privaten Wohnung, die sie nur mit der Familie oder engen Freunden teilen. Sie bilden darüber hinaus eine Wohngemeinschaft mit anderen Bekannten und Unbekannten der städtisch-gesellschaftlichen, rechtlichen und symbolischen Sphäre. Schließlich teilen sie mit allen Bewohnern des Planeten die Klima-WG und die Viren-WG. Diese WGs zeigen: Menschen sind voneinander abhängig und benötigen wechselseitigen Schutz. Daher könnte die Quintessenz einer neuen, zeitgemäßen Menschheits-erzählung wie folgt lauten:

Die Immunität ist das Alpha und das Omega des Lebens. Die existentielle Bedeutung der Immunität für das Leben vereint alle Menschen. Die Erde ist die große, helle, schöne, gemeinsame Wohnung der Menschen – sie sollten sie im Bewußtsein ihrer gesundheitlichen Abhängigkeit voneinander hegen und pflegen.

16. Oktober 2021

© Matthias C. Müller